

# Wer stets nach dem eigenen Vorteil fragt, hat nichts verstanden

Ohne Menschen, die anderen freiwillig ihre Zeit schenken, sich engagieren und einbringen, wäre der ländliche Raum eine soziale Wüste

Als mein Großonkel starb, stand der Corona-Winter-Lockdown im Zenit. Die Beerdigung musste im engsten Kreis stattfinden – aber auch ohne „die Maßnahmen“ wäre die Trauergemeinde nicht beträchtlich gewachsen: ein alter Herr, zugezogen, wenig regelmäßige Kontakte im Ort – außer zu einem ganz bestimmten Verein.

Dessen Mitgliedern ist es zu verdanken, dass die Kapelle über die Familie hinaus nicht leer blieb, dass uniformierte Weggefährten vor dem Sarg innehielten, ihn am Ende auf den Friedhof hinaustrugen und eine feierliche Rede am Grab hielten. Der Mann darin war auf eigenen Wunsch ebenso gekleidet worden wie sie – stolz mit dem Orden des Schützenkönigs auf der Brust. Der Verein hat ihm bis zum Schluss viel bedeutet – und viel gegeben.

Es sind Geschichten wie diese, die verdeutlichen, welchen herausragenden Stellenwert ehrenamtliches Engagement besonders im ländlichen Raum einnimmt. Klar geht es dabei viel um Gemeinschaft und Verbundenheit nach innen: Zum Neujahrsfrühstück der Land-

## AUF DEN PUNKT

VON MÄRIT HEUER



frauen oder zum Schweineverschießen des Schützenvereins kommen in der Regel mehr Mitglieder als Gäste. Aber die teilweise gutmütig belächelten Vereine wirken weit über die Grenzen ihrer Satzungen hinaus, das wird mit Blick auf die Jahresagenda eines durchschnittlichen Heide-Ortes deutlich. Man möchte sich nicht vorstellen, wie sich das Leben auf dem Land ohne Mitwirkung von Ehrenamtlichen darstellen würde: trist und um viele Farbnuancen ärmer. Kein Strandfest ohne Leute, die sich kümmern; keine Scheunenfete, kein Backtag, kein organisiertes Osterfeuer, keine Aktionen für Kinder und Erwachsene, um über das Jahr verteilt kleine Highlights im grauen und schnellebigen Alltag der Menschen zu schaffen.

Und das sind nur die Aspekte des Zusammenlebens, die „nice to have“ sind. Andere sind essenziell: Ohne Ehren-

amt keine Feuerwehr, keine politische Vertretung im Ort, keine Tafel, die Bedürftige versorgt – und ohne Ehrenamt kein Bürgerbus, der immerhin zu den Säulen gehört, auf denen die Mobilität im ländlichen Raum künftig fußen soll.

Es tut weh, zu lesen, dass solche Vereine geradezu um Unterstützung betteln müssen. Es tut weh, zu hören, dass Feuerwehrmitglieder im Einsatz beschimpft und behindert werden. Es tut weh, zu sehen, dass viele Vorstandsfotos immer ältere Menschen zeigen, die das Amt nur noch bekleiden, weil niemand anderes Verantwortung übernehmen will. Weil der Verein sich sonst auflösen müsste – und damit Kindertreffs, Seniorennachmittage oder Ausflüge wegfielen, die anderen Halt und eine schöne Zeit geben.

Natürlich ist nicht jeder Zusammenschluss zeitgemäß und für die Ewigkeit gemacht. Nicht jedes Konzept ist so attraktiv, das es junge Leute an sich bindet. Ein Generationswechsel steht und fällt auch immer mit den handelnden Akteuren, die ihn vorbereiten. Aber ist es so schwer, sich un-

ter all den gemeinnützigen Angeboten im eigenen Umfeld wenigstens eines auszusuchen, dem man hin und wieder seine Zeit schenkt?

Dabei muss man nicht sofort für den Ortsrat kandidieren, Hegeringleiter werden oder sich zum nächsten Truppmann-Lehrgang anmelden – auch, wenn das natürlich wünschenswert ist. Oftmals reicht es schon, den Menschen, die das tun, den nötigen Respekt entgegenzubringen oder sich – wenn schon nicht mit Zeit – anderweitig für das Ehrenamt einzusetzen. Feuerwehren haben Fördervereine, Tafeln ein Spendenkonto.

Wer keine regelmäßigen Aufgaben wie eine Bürgerbus-Schicht übernehmen möchte, kann sich bei einmaligen Ereignissen einbringen. Niemand strapaziert sein Zeitbudget über die Maßen, wenn er einmal im Jahr einen Kuchen für das Dorffest backt, als Wahlhelfer im Gemeindehaus tätig wird, als Grillmeister beim Osterfeuer oder als helfende Hand bei der Blutspende. Es ist niederschmetternd, wenn die über 80-jährige Dame vom DRK-Ortsverein die

Spender auf dem Weg in den Ruhebereich stützt – obwohl es so aussieht, als sei eher sie diejenige, die einen starken Arm gebrauchen könnte. Diese Helferinnen und Helfer verdienen den höchsten Respekt.

Doch leider schwindet ihre Kraft – und ihre Zahl. Menschen wie „Heini“ Wussow, die mehr als ihr halbes Leben für das Ehrenamt aufwenden, sind selten geworden. Das liegt nicht nur an einer um sich greifenden Teilnahmslosigkeit in dieser Gesellschaft, die vom Engagement anderer profitiert, es aber nicht wertschätzt. Immer mehr Menschen berufen sich auch auf eine völlig fragwürdige Anspruchshaltung, die stets in dem Satz gipfelt: „Und was habe ich davon?“

Der altruistische Gedanke, etwas ausschließlich anderen zuliebe zu tun, stirbt aus. Nicht nur Vereinsämter bleiben vakant – sondern immer öfter auch die Stellen im alltäglichen Leben, an denen schlichte Nächstenliebe Platz gefunden hätte. Dem Nachbarn meinen Anhänger leihen? Schon, aber nicht umsonst. Die Katze meiner Schwester hüten? Eher

nicht, dafür müsste ich mich einschränken. Bei der Arbeit länger als nötig bleiben, um die Kollegen zu entlasten? Nur, wenn sich absolut kein anderer findet.

Geben ohne Gegenleistung scheint aus der Mode gekommen – dabei gibt es einem so viel mehr, als materiell zu ermessen wäre. So mancher würde sich wundern, was er zurückbekäme – wenn er es denn auf einen Versuch ankommen ließe. Ehrenamtliches Engagement bedeutet, sich selbst in den Dienst der Gesellschaft zu stellen – in dem Wissen, dass nichts und niemand allein und ohne Hilfe auf dieser Welt existieren kann. Wo die Mittel des Staates oder der Mitmenschen an ihre Grenzen kommen, gibt es nur zwei Optionen: nichts zu tun oder mit anzupacken – nicht für die eigene Reputation, sondern für ein gelingendes Miteinander. Ohne Menschen, die anderen freiwillig ihre Zeit schenken, sich engagieren und einbringen, wäre nicht zuletzt der ländliche Raum eine soziale Wüste.

Wer stets nach dem eigenen Vorteil fragt, hat nichts davon verstanden.